

Ebbes von unterm Stammtisch.



Birreche. Schorsch. Hannphilipp.

Christian: Du Jean, mach de Stammtisch in die Reih, die Herr hawe sich for heit angelagt. Nimm die nei Tischbed, vergeß die Streichhölzer un die Karte nit un leg die Weisart uff de Tisch.

Jean: Die trinke doch laan Wei, die wern ewe alle Daag trinke; netlich hot mer de Herr Hannphilipp noch laa Trinkel gewez, wie ich den Brief zu dem saunern Baron getrige hab.

Christian: Willste gleich bei Revolverschau Halle, Du Gevatter. Du dhast Trinkelgeld nemme vom Hannphilipp un vom Baron.

Jean: Vom Baron? Des pfeife jo schon die Spaze vom Loos, das der niz mehr druff hot, un das en de Hannphilipp hupp halt, damit er endlich ernst macht mit der Heirath. Warum der sich nor so fercht, als müht er in en saunern Appel beise, un des Liesche is doch so e lieb Loos, gerad zum Aabeise, zum Heirath.

Christian: Du lachst Dich kaput! Na, so en Lausbub! Wann der de Baron hörn dhät, kennste Dei Knöchelcher nummerirn. Riste fertig? Do kimmt ewe der Schorsch un des Birreche um de St.

Birreche (beim Eintreten): Gure Christian! Alter Kumpär, wie stehts? Uff zwaa Jäh, wie die vornehme Zeit?

Schorch: De Christian hot jett gure Zeite, drum schmunzelt er aach so vergnügt. Ewe mache die Werth die Geschäfte. Jeden Sonntag hawe die Vereine e anner Plaisir oagelegt un wann mer die Zeitunge in die Hand nimmt, dann steht niz drin wie e „Kilbung“ oder „Konzert“ oder „Baal“ un waach der Deiwel, was noch funst all.

Birreche: Un was es erscht all for Vereine giebt, kaum ze glasse.

Schorch: Ja na, des is so: wo zwaa oder drei Deitsche beisamme sein, do werd en Verein gegründ oder Stat gespielt. Gründe mer nu en Verein oder spille mer?

Birreche: Christian, komm! Setz Dich ebei. Bis de Hannphilipp kimmt, kenne mer noch drei mol erum mache. Heine Zeit lasse bekanntlich uff sich warte.

Schorch: Drum hot uns aach wohl de Minister so lang uff de Erlaubnis zum Kurhausneubau warte losse. Was meenste Christian, des wär nit fein gewese?

Birreche: Wer hot dann do „Deradam“ ausgepillt? Des soll doch hoffentlich laa Abspielung sei uff —

Christian: Recht Schorsch, geb er aa mit dem Trumb-Ak; wann mer nor all die dornwige „Dane“ so aus dem Spiel mauschmeiße kennt, eh se Unheil aarichte. Dobebei zählt so e „Kilbung“ noch nitt emol ebbes. Trumb heraus, spill doch besser Trumb aus!

Schorch: Macht emol e Kunstponus! Was trinke mer dann? Birreche: Om, de Christian hot die Weisart hingelegt; der versteht des Stichele wie en Maurerlehrling. Na, mer wollem den Gefalle dhin.

Schorch: Na, dann e Glas „Scheerstanner Höl“. Seitdem mer im Rathhaus gehört hawe, was die Scheerstanner for gut Wasser hawe, trink ich den Wei mit Vorlieb.

Hannphilipp (eintretend): A Abend, meine Herren! Grüß Euch Gott, alle miteinander! Ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte.

Birreche: Gure Hannphilipp! Kopp laa Spruch un jett Dich ebei. Christian, noch e Glas for de Hannphilipp.

Schorch (einschenkend): Na, dang wolle mer e mol mit dem Scheerstanner Wei aansioke uff des Scheerstanner Wasser. Prost ihr Kumpärn.

Hannphilipp: Die Scheerstanner krieche jett in de Weisorte so vill Auswahl wie in de Wasserforte, dann vom nächste Jahr an gibts bekanntlich aach „Scheerstanner Himmelsreich“.

Birreche: An Wasser fehlt jo nit, die hawe Rheinwasser, Grundwasser, Eisenwasser un Salzwasser. Wann uns nor nit die Wassergeschichte do draus gründlich verfolge werd.

Schorch: I wo denn? Wann die e stark salzhaltig Quell noch aabahne, dann werd e Saline erricht un mir verzappe Soolbäder trog Homburg un Königsloo.

Hannphilipp: Des wär gar nit schlecht, wann wir unfer Salz selbst producire dhäte, denn bei uns fehlt es doch am Salz der Weisheit.

Birreche: Nu hör aber uff Hannphilipp un verzähl laa Räuberpistole, bei uns hot mer die gecheidste Einsfall. Du werst aach noch nit for dumm laafe wolle?

Schorch: Ich bin nit ganz deiner Ansicht, Birreche un manchmol meen ich, mer hätte e ganz verzweifelt Ähnlichkeit mit de Schilbbürger.

Hannphilipp: Aeh, mein Schwiegerjohn, der Baron, war neulich aach dieier Ansicht, als er von dem Derschen Terrain sprach. Er meint, man sollte auf dem Platz ein großes Sports-haus stellen, welches einen Circus, ein Hippodrom, eine Rennbahn für Automobile un Radfahrer un andere hals-, un genickbrechende, todt- un unglückbringende brodlose Künste enthalten sollte.

Birreche: Na, der Einsfall ist bei der Ueberproduktion von Gehirnsmalz bei dem Herr Baronabsolut nit verwunderlich; der hot Einsfall wie e alt Haus.

Schorch: Die sind jo bei uns an de Tagesordnung, selbst die Regierung sirtzt bei uns zesamme, respektive meen ich selbstun-melnd des Regierungsgebäude, das de Bezirksauschuhmitglieder beinahe uff die Köpp gefalle ist.

Hannphilipp: Un wann se noch langl in dem alte Rathhaus Veranierungen mache, dann hawe mer eines schönes Tages oder in ern mondhelle Nacht aach des Abreise gepoart, denn der alte Kaste ist schon 1809 gebaut worde un werd aach bald Alters-schwäche krieche. Uff den Platz mühte mer e prächtig Stadthaus stelle.

Birreche: Der Hannphilipp hot immer noch große Rosine im Kopp, trogdem unfer Stadtsadel so leer ist wie e Portmonnaie am Alchermittwoch. Hannphilipp, du derst aach nit in de Spiegelgag wohne.

Schorch: Wie meenste dann des, Birreche?

Birreche: No, Bent! die uff eme große Fuß leewe, könne nit in die Spiegelgag ziehe, weil se sich do nit erum drehe könne die is doch so eng.

Hannphilipp: Hahaha, Birreche, du machst blutig Kallauer. Auf jeden Fall begegnet einem in der Stroß laa Automobil, un damit hat se en gewaltige Vorzug.

Schorch: So eng Stroße deane mir jett doch nit mehr un unfer Verwaltung sirtzt nit nor for breite Stroße, sondern aach for freie Plätze. So werd ja aach jett am Bierstadterweg ne freie Platz geschaffe.

Birreche: Ja, do sollte sich die Summericher Staatsanze e Muster an uns abgude, aber die mache es ewe grad erum gedreht, die wolle ihr freie Plätz zubaue. Des kimmt mir aach vor, als wolle sich anner die Nas aus dem Gesicht schneide. Uff laan Hall diene se domit der „Hebung des Fremdenverkehrs“. Vorleifig scheint ja aach aus der Sach niz zu wern, dann die Bauunternehmer rei-he sich nit um die Plätz. Do mühte die Summericher ein Spring-brunne hinmache, wie mir jett aach uff de freie Platz am Kaiser-Friedrichsdenkmal krieche solle.

Hannphilipp: Du werst dich umgude. Die Summericher spürn aach ewe, wo de Schuh drückt un das de Gemeinadel an chronischer Schwindsucht leide dhät. Des is de Staat rum grüne Ras un do werd halt des Praktische dem Schöne vorgezoge.

Schorch: Am besten is immer, wann mer beides verbinne kann, wie I unfer Künstler beim Capri-Fest mache.

Birreche: Na, do werd mer jo des Liesche un de Baron aach wieder mol zu sebe krieche. Du kimmt doch hin, Hannphilipp?

Hannphilipp: Was e Frog? Du waast doch: Wo alles liebt etc. —

Schorch: (droht mit dem Finger!) Schwernöthter; Alter schüht vor Thorheit nicht! Also, uff Wiedersehn beim Caprifest.
Birreche: Christian, die Vagel!
Gure!

Knaben-Sweater

hervorragende Auswahl,
in allen Größen und Preislagen empfiehlt

L. Schwenck, Mühlgasse 9,

Strumpfwaren und Trikotagen. 7183

Bezirksverein Altstadt.

Die diesjährige
ordentliche General-Versammlung

findet **Donnerstag, den 24. März cr., präcise 9 Uhr Abends**, im Locale des Restaurant „Friedrichshof“, Friedrichstraße 35, statt.

Tagesordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht,
2. Neuwahl des Vorstandes,
3. Wahl einer Rechnungs-Prüfungs-Commission,
4. Sonstige Vereinsangelegenheiten.

Um recht zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

7594

Der Vorstand!

Kranken- und Sterbekasse

für die Mitglieder des Vereins des Gasthof- und
Badhaus-Inhaber etc.

Dienstag, den 22. März a. c., Nachmittags 5 Uhr
findet im „Hotel Nonnenhof“ die übliche

Jahresversammlung

statt, wozu die Kassenmitglieder eingeladen werden.

Tagesordnung:

1. Vorlage der Jahresrechnung für 1903.
2. Abnahme der Jahresrechnung und Entlastung des Kassiers.
3. Neuwahl von 4 statutenmäßig ausscheidenden Vorstandsmitgliedern und zwar die Herren Jean Dreße, Otto Dörz, A. Jaumann und J. Eenzl.
4. Sonstiges.

Wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung wird um recht zahlreiches Erscheinen ersucht.

Wiesbaden, den 16. März 1904.

7345

Der Vorstand.
Hrsh. Berges, Vorsitzender.



Technischer Verein, Wiesbaden.

Zweigver. d. Deutsch. Techn. Verbandes.
Jeden Dienstag Abend 9 Uhr:
Vereinsabend.

Restaurant Friedrichshof, Friedrichstr.
Kollegen willkommen. 699

Louis Stemmler, Juwelier, Langgasse 50.

Wegen späterer Geschäftsübergabe gebe von heute bis 1. Juli

auf **Juwelen und Goldwaaren**

20%

auf **Silberwaaren**

40%

günstigste Gelegenheit zu **Confirmations-, Verlobungs- und Hochzeitsgeschenken.**
Trauringe — Brillantringe.

Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Das Wiesbadener Königl. Theater hat eine Verlosung abgehalten, betitelt „Die Erbschleicher“ von Jean Francois Regnard, aus dem französischen überlegt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Theobald Reibbaum, zur Aufführung (vorabgeführt) nach in dieser Spielzeit) angenommen. Regnard, den man in Frankreich nicht Molire für den besten Lustspielbichter der letzten Zeit hält, wurde geboren zu Paris 1655 und starb 1709. Das genannte Werk, dessen französischer Titel „Le legataire universel“ lautet, erschien 1708. Es steht an drastischer Komik den Werken Molieres kaum nach. Die Hauptrolle des Crispin übertrug zu den Hauptrollen des berühmten Coquelin von der Comedie Francaise; bei seinem Abschied von der Bühne trat er in derselben zuletzt noch einmal auf.

Neumanns Rheinfahrt, Schwan in 3 Akten von Wilhelm Jacoby und Arthur Lipichy hatte bei der Erstaufführung im Theater in Berlin großen Erfolg. Der „B. V. A.“ schreibt: Im Theater ist der „Dochtourist“ durch einen „Rheinfahrer“ abgelöst worden. Auch dieser erwarb sich im Sturm die Gunst des Publikums durch seinen launigen Humor, und jedenfalls wird er sich ebenso nachhaltig festsetzen wie sein Vorgänger.

Das Märzheft der „Flotte“, Monatsblatt des Deutschen Flottenvereins (zu beziehen durch die Post und alle Buchhandlungen zum Jahrespreise von M. 2, Einzelheft M. 0,20), beschäftigt sich hauptsächlich mit dem russisch-japanischen Krieg. Der Aufsatz „Was lehrt uns heute schon der russisch-japanische Krieg?“ hat bereits zu einer interessanten Diskussion in der Flotte Veranlassung gegeben. Der mit den japanischen Verhältnissen aus eigener Anschauung vertraute Generalleutnant v. Jonen bringt eine Abhandlung über „Japans Wehrkraft“. Von einem Torpedobootscommandanten rührt eine flott geschriebene u. von H. Stöwer illustrierte Skizze „Ein Torpedobootsangriff“ her, die die Wirtel zeigt und die wichtigsten gepanzerten Vertreter der kriegstüchtigen Seemächte. Der aktuellen Frage über die „Dampfturbinen“ ist ein sehr lehrreicher Aufsatz gewidmet und in Unterhaltungstheile endlich schildert ein erster Offizier die Leben und Freuden seines Berufs auf einem ansehnlichen Ozeanzerker.

Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens. Denen liegen uns die 5., 6. und 7. Lieferung von Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens in 75 Lieferungen in Verbindung mit hervorragenden Fachleuten herausgegeben von Emma Müller-Waden (Preis pro Lieferung 60 A. Berlin W. 57, Deutsches Verlagshaus Vogt u. Co.) vor, und wir können versichern, daß unsere Erwartungen, die wir an das Erscheinen der ersten Lieferungen knüpften, in glänzender Weise erfüllt worden sind. Ueberführbarkeit, Verständlichkeit, geradezu spielend leicht zu erlassende Methode, Zuverlässigkeit des tatsächlichen Materials und glänzende Ausstattung vereinigen sich hier, um eine Bibliothek des Wissens zu schaffen, die wohl keiner in seinem Fachgebiete missen möchte. Die englische Sprache, die Stenographie, die Grundlagen der Chemie, französische Sprache, Arithmetik und Geschichte, Kontraktwissenschaft und die Grundlagen der Mathematik sind in diesen neuen Lieferungen die Fortsetzung in der von gebührend gerühmten, für jedermann faßlichen und neuen methodischen Gesichtspunkte eröffnenden Behandlung. Brächtige Tafeln aus dem Gebiete der Zoologie und Physik, den Text der glücklichen ergänzenden, zahlreiche Illustrationen, deren Ausführung bei dem billigen Preise von 60 A. pro Lieferung des allgemeinsten Beifalls sicher sein darf, verleihen dem Ganzen noch einen erhöhten erzieherischen und bildenden Wert.

Aus fremden Zungen. Von dem 14. Jahrgang der illustrierten Halbmonatsschrift für moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslandes „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) liegen bis jetzt 5 Hefte vor. Man findet darin außer dem durchlaufenden neapolitanischen Sittenroman „Schlaraffenland“ von Mathilde Serao, der ein farbenreiches und allgemein spannendes Bild südlichen Lebens vorführt, interessante und werthvolle Beiträge in vorzüglichen Uebersetzungen aus dem französischen, englischen, ungarischen, russischen und niederländischen Schriftthum, von denen Israel Zangwill's Novelle „Sohn und Sohn“, Paul Desjardins' „Das Gericht über eine Seele“ und Gysela Waples' „Der kleine Weiler“ besonders hervorgehoben zu werden verdienen. Vielen Beifall findet die vielstimmige und reichhaltige illustrierte Rundschau mit biographischen Skizzen, Berichten über in Deutschland aufgeführte Stücke fremder Autoren und Aufsätze wie z. B. „Ein Fest der Dichter in Japan“, Rudyard Kipling als Märchendichter und Zeichner“, „Das Heim d'Amunzio“ usw., die den rein belletristischen Theil als willkommene Ergänzung dienen. Bestens bewährt hat sich die eigenartige neue Eintheilung eines jeden Heftes in 3 Abtheilungen: Romane, Novellen, Erzählungen, oder Skizzen und Illustrirte Rundschau, die es ermöglicht, am Schluß des Jahrganges jede Abtheilung auch für sich binden zu lassen. Der Preis für jeden Freund der ausländischen Litteratur unentbehrlichen Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ beträgt für jedes Heft nur 60 A.; vierteljährlich (6 Hefte) 3 A.



BERICHTSSAAL

Strafkammer-Sitzung vom 19. März 1904.

Meuterei.

Der Schuhmacher Herr. Lethe von Brenzlau hat vielfach bereits Zuchthausstrafen erhalten und verurtheilt der Zeit noch eine solche in Brenzlau (Brandenburg a. d. Havel). Am 13. April sah er zusammen mit 2 anderen Leuten Namens Jacob und Otto in dem Amtsgerichtsgefängnis in Höchst. Mit Jakob schmiedete er dabei ein Ausbruchcomplot. Man durchbrach die Kellerwand, gelangte durch die Oeffnung in den Korridor, von dort auf den Hof und kam, nachdem man mittelst eines Fisches und einer Hundehütte die Mauer überstiegen hatte, zusammen mit Otto ins Freie. — Urtheil: 2 Monate Zuchthaus, zusätzlich der noch nicht verbüßten Strafe.

Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch.

Der Schuhmacher Heinrich Mayer von Eibingen ist vom Nidderheimer Schöffengericht mit 2 Monaten Gefängnis bestraft worden, weil er eine Selterswasserbude auf dem Wege nach Marienthal sowie Gläser und Cigarren in derselben beschädigt, in der Wirthschaft „zur Nonnenmühle“ trotz der Aufforderung sich zu entfernen, verblieben ist, verschiedene Flaschen, Gläser, eine Fensterhebe und 1 Keller dort zertrümmert, weil er ferner bei dieser wie anderen Gelegenheiten den Wirth der Mühle bedroht und diesen resp. seine Frau beleidigt habe. Er will unschuldig sein, hat wider das Urtheil die Berufung angemeldet, doch wird das Rechtsmittel verworfen.

Diebstahl.

Der Schlossergeselle Peter Lorscheid soll in einer Wirthschaft in Eppstein ein Zehnmarkstück weggenommen haben, welches dem servirenden Mädchen zur Erde gefallen war. Das Schöffengericht in Königstein nahm ihn, indem es ihn für überführt erachtete, in 3 Tage Gefängnis, die Strafkammer sprach ihn frei, weil sie der Ansicht war, daß die vorliegenden Verdachtsmomente zu seiner Ueberführung nicht ausreichten.

Spredisaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.

Polizeiaufsicht im westlichen Stadttheil.

In einer widerlichen Straßenscene kam es an einem Nachmittag der vorigen Woche wieder einmal in der oberen Dohmerstraße vor der Kraftschen Milchbrennerei, indem sich zwischen 2 händelbuchtigen, anscheinend betrunkenen Burken und den mit der Abfuhr der Straßentrümmermassen beschäftigten Aufsehern eine wilde Meuterei entwickelte, bei welcher Messer, Haden, Schuppen, kopflose Steine und andere gefährliche Gegenstände ihre Rolle spielten. Die Anwohner und Passanten der Straße genossen eine gute halbe Stunde lang das zweifelhafte Vergnügen, Zeugen dieser widerlichen Vorgänge zu sein, über die Straße nur unter Lebensgefahr passieren zu können. Ein Schuhmann war leider nicht zur Stelle und erschien von dem weit entfernten Polizeibureau erst auf telephonischen Anruf, nachdem die Prügelei beendet und die Straße wieder freigegeben war. Es wird nunmehr wirklich Zeit, daß die Anwohner und Passanten der oberen Dohmerstraße sich endlich eines ausgiebigen polizeilichen Schutzes erfreuen. Das Auftreten eines Schuhmanns oberhalb der Wegandischen Gärtnerei gehört, trotzdem auch hier stehende und schwebende Bürger wohnen, zu den allergrößten Seltenheiten. Schreiber dieser Zeilen hat einen solchen, obgleich er die Straße täglich mindestens viermal passiert, seit mehr als 6 Monaten hier nicht mehr gesehen. Das Verlangen nach einem Schuhmann-Doppelposten (ein einzelner Schuhmann genügt nicht), welcher gerade diesen Theil der Straße in kurzen Zwischenräumen bei Tage und bei Nacht abpatrouillirt, ist sicher keine unbillige Forderung. Wie die Sicherheitszustände jetzt liegen, kann man nur jedem dringend rathen, diesen Straßenthail bei Tage mit Vorsicht, bei Nacht, wenn es sich irgend vermeiden läßt, überhaupt nicht einzeln zu passieren.

Warum in die Berne schweifen?

Dohheim, den 19. März.

Einsender dieses reichte mit noch 10 Einwohnern von Dohheim ein Gesuch ein, um sich für den ausgeschriebenen vakanten Posten als Friedhofsaufseher und Todengräber zu bewerben. Trotzdem die Nichtberücksichtigung meiner Person durchaus nicht den Anlaß ergiebt, mich in dieser Sache an die Oeffentlichkeit zu wenden, möchte ich mir doch erlauben, an die verehrliche Friedhofskommission und an den verehrl. Gemeinderath folgende Frage zu richten: Ist es unserem Gemeinderathe nicht bekannt, daß bei unseren Bürgern immer das Motto gilt: „Kaner kriegt ehbes, außer er is Dohemer?“ Trotzdem erhält den Posten eine Person, die sich nicht rühmen kann, als Dohheimer geboren und aufgezogen zu sein. Leute, deren Aeltern, Eltern und Kindeslinder zum Wohle der Gemeinde selbst schon längst das Mögliche gethan haben, sollte man doch nicht so mir nichts, dir nichts an die Wand drücken.

Standesamt Ditzheim.

Geboren: Am 1. März dem Schmied Albert Belger e. S. Gustav Wilhelm. — 11. März dem Tagelöhner Carl Fuchs e. S. Carl Wilhelm. — Dem Landwirth Gottlieb Sommer e. S. Gottlieb Carl Wilhelm Heinrich. — Dem Maurer Carl Hanke e. S. Emil Adolf. — 12. März dem Färber Wilhelm Bleidner e. S. Luise Wilhelmine. — Der Wittve Johanna Althaus e. S. Georg Adam Carl Wilhelm. — Dem Maurer Philipp Carl Debus e. S. Wilhelmine Henriette Christine. — 15. März dem Maurer Carl Wilhelm Heinrich e. S. Elise. — Dem Pfistermeister Carl Höhn e. S. Carl Wilhelm.

Aufgehoben: Am 2. März der Tagelöhner Ludwig Carl Philipp Vöschel mit der Fabrikarbeiterin Philippine Gise Baum, beide dahier. — 7. März der Pfisterer Heinrich Emmelhainz zu Frauenstein mit der Bäckerin Eva Schmidt dahier. — 8. März der Fuhrunternehmer Georg Fein mit Caroline Philippine Wilhelmine Bierob hier. — 9. März der Fabrikarbeiter Adolf August genannt Wilhelm Nüd zu Wiesbaden mit der Fabrikarbeiterin Caroline Wilhelmine Adolfsine Welter hier.

Verheiratet: Am 5. März der Bahnarbeiter Philipp Weiss mit Luise Höhn. — Der Schreiner Elias Gottlob Lachenmayer mit Anna Margarethe Brunner. — Der Schreiner Philipp Schneider mit der Wittve Margarethe Weber geb. Hertel. — Am 12. März der Knecht Gervasius Hornung mit Auguste Geib.

Gestorben: Am 4. März die Wittve Philippine Margarethe Maus geb. Schnell, alt 75 Jahre. — 5. März Helene Deschner, T. des Schreiners Ernst Deschner, alt 1 Monat. — Am 9. März Luise Caroline Wilhelm geb. Wilhelm, Ehefrau des Fuhrunternehmers Carl Wilhelm, alt 53 Jahre. — 13. März Hedwig Josefina Caroline Hannesen, T. des Monteurs Paul Hannesen, alt 1 Jahr. — 18. März Johanne Wilhelmine Helene Adolfsine, T. des Gerichtsbieners Wilhelm Müller, alt 2 Monat.

Habe meine Wohnung mit Geschäft von
Göbenstraße 2 nach **Raenthalerstrasse**
No. 5 verlegt. 7567
Heinrich Schön, Tischlermeister

Hotel- u. Restaurant-Angestellte.
Montag, den 21. März cr., Abends 11
Uhr, in der „Turnhalle“ (Weidhstraße 41):
Allgemeine öffentl. Versammlung
der Hotel- und Restaurant-Angestellten.
Thema:
Die Lage der Gehilfen im Gastwirthsgewerbe
und
Stellungnahme zur Abänderung der
gesetzlichen Ruhezeit.
Die Herren Prinzipale und alle Berufskollegen der
Stadt Wiesbaden sind zu dieser Versammlung freundl. eingeladen.
7430 Die vereinigten Fachvereine Wiesbadens.

Flotten-Vereins-Abend.
Zu unserem diesjährigen Flotten-Vereins-Abend,
verbunden mit einer Feier zur Erinnerung an den
Geburtstag Kaiser Wilhelm I. des Großen
haben wir alle deutschgesinnten Mitbürger und Mit-
bürgerinnen, sowie die Mitglieder unseres Vereins nebst
Damen auf **Dienstag, 22. März cr., Abends**
8 Uhr, in den Theateraal der **Walhalla** hier selbst
hiermit ergebenst ein.
Der Eintritt in den Saal ist frei.
Galerien und Orchesterbänke pro Platz 2 Mk., 1,50 Mk.
und 1 Mk.
Anfang präcis 8 Uhr.
Programm und das Nähere an den Sitzplätzen,
Deutscher Flotten-Verein,
Ausschuß für Nassau.
7489

Hausfrauen, kauft nur
Man verlange ausdrücklich **MAGGI'S Würze!**
MAGGI'S Würze,
denn sie ist altbewährt und einzig in ihrer Art; sie
übertrifft alle zum gleichen Zwecke angepriesenen Produkte.
Sehr ausgiebig: deshalb nicht überwürzen! 876/912
empfeilt billigst (Telephon No. 2481.) 7545
Carl Meilinger,
Ecke Ellenbogen- und Neugasse.

Confirmanden-Anzüge
Carl Meilinger,
Ecke Ellenbogen- und Neugasse.



Nr. 69.

(2. Beilage)

Dienstag, den 22. März.

1904

Unser Einziger.

Roman von Th. Schmidt.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

„Und nun komm, Mutter, hier ans Fenster, Du mußt ihn sehen, mußt mit eigenen Augen sehen, was aus dem stolzen, schönen Max Sedels geworden ist und wie das Schicksal ihn gestraft hat. Arme Lisa Bernstorff, armes Kind“, sagte sie schauernd bei dem Gedanken, daß dieser zerlumpte Mann sich seiner Frau und seinem Kinde würde nähern und auf seine Rechte als Gatte und Vater pochen können. „Möge die Weiden der Himmel vor einem solchen Wiedersehen mit dem Tiefgesunkenen bewahren“, schloß Lotte. Gleich darauf rief sie zu ihrer Mutter ins Zimmer: „Da geht die Thür unten, komm schnell, sieh, da ist er! Erkennst Du in diesem zum Skelett abgemagerten und zerlumpten Menschen den einstigen Löwen unseres Klubsaales wieder?“ fragte sie die an ihre Seite tretende Mutter.

„Bei Gott, wenn Du es mir nicht erzählt hättest, würde ichs nicht glauben, daß diese bejammernswerthe Gestalt einst der schönste und gefeiertste Mann in unserem Klub war“, antwortete die Frau Konsul kopfschüttelnd.

Drei Tage nach dieser Begegnung schritt van Geerds, recte Max Sedels, auf einer öden Landstraße der Senne der Heimathprovinz zu. In Blissingen war er vor einigen Monaten ohne einen Pfennig Geld in der Tasche in der Absicht gelandet, zu Vater und Schwester zurückzukehren, da er mit seiner vollständig zerrütteten Gesundheit nirgends mehr zur Arbeit zu gebrauchen war und nirgends mehr ein Unterkommen finden konnte. Die freie Uebersahrt hatte er sich drüben für die Dienste als Kajütenwärter von dem Kapitän des Schiffes erwirkt. Wissend, daß ihm in der Heimath wohl niemand ein Willkommen zurufen oder ihm Geld zu einer Fahrt nach Hannover senden werde — das Krüppelchen hatte ihm ja vor Jahren klar und deutlich geschrieben, wie man über ihn daheim denke und daß niemand einen Finger für ihn rühren werde — hatte er Holland, Belgien, einen Theil der Rheinprovinz und Westfalen mit gestohlenen Papieren als „armer Reisender“ durchstreift. Mit dem geschenkten Goldstück in der Tasche, das ihm, so nahm er an, wohl wegen einer frohen Familienfeier, in dem gastfreien Hause des Bochumer Fabrikherren geschenkt ward, war auch die Gier nach sinnbetäubendem Genuß bei ihm zurückgekehrt und hatte ihn in der „Benne“ wieder der Dämon des Spiels und des Trunkes ergriffen. In wenigen Stunden war das ganze Geld, das der Fabrikherr ihm ausdrücklich zur Eisenbahnfahrt nach seiner Heimath ausshändigte, verspielt und verjubelt.

Seit drei Tagen ohne Geld, hungerte und fror er bereits wieder entsezt. Er fühlte es, mit seinen Kräften ging es immer schneller zu Ende.

Seit vier Stunden wanderte er bereits auf der einsamen schneebedeckten Chaussee und immer noch zeigte sich keine menschliche Wohnung, kein Wirthshaus, kein Dorf, in dem er, aufs Aeußerste erschöpft, ein Unterkommen hätte finden können. Einen Augenblick hielt er an einem Kreuzpunkte der Landstraße an, sah er sich in der öden Gegend um, ob denn kein menschliches Wesen zu erspähen sei, das er um Auskunft wegen des Weges hätte fra-

gen können. Ueber seinem Haupte strich lärmend eine Schar Krähen hin zum fernen Forste. Der Wind blies empfindlich kalt aus Nordwest und jagte eine breite, gewaltige, tiefschwarze Wolkenwand vor sich her, die ein Schneeschauer von besonderer Stärke und Festigkeit ankündigte.

Der einsame Wanderer erschauerte. Wenn diese Schneewolke ihn überraschte, bevor er unter ein schützendes Dach eilen konnte, dann war er verloren. Schon jetzt hatte ihn das stundenlange Wandern in zerrissener Fußbekleidung auf der stark verschneiten Landstraße stark ermüdet und seinen wenig widerstandsfähigen Körper so ermattet, daß er sich unbedingt erst sehen und ausruhen mußte, da er sonst Gefahr lief, vor Entkräftung umzusinken. Schwankend taumelte er auf einen in der Nähe einer hohen Hecke sichtbaren Kilometerstein zu und ließ sich darauf nieder, schen nach der dunklen Wetterwand ausschauend, die sich ihm schnell näherte. Da fühlte er plötzlich nach wenigen Minuten von unten, von den durchnässten Füßen aus, die er im Gehen nur wenig gefühlt hatte, eine eisige Kälte an sich heraufsteigen, die ihn zusammenschauern ließ. Bitternd und mit klappernden Zähnen richtete sich Max Sedels mühsam auf. Er mußte vorwärts und in Bewegung bleiben, sonst war er binnen einer Viertelstunde ein Kind des Todes, sagte er sich. Aber seine Glieder waren, wie er mit Schrecken bemerkte, steif geworden. Bei dem Versuche, vorwärts zu gehen, sank er kraftlos wieder zurück auf den Stein.

„Vorbei — es ist vorbei!“ stöhnte der Unglückliche aus hohler, schwerathmender Brust, und der Frost schüttelte ihn, daß seine Hände und Arme ihm förmlich am Leibe flogen. Und nun brauste es auch noch über den Feldern, das Unwetter; es wurde fast Nacht um den Einsamen und der dichtfallende Schnee hüllte den Erschöpften im Nu in sein weißes, kaltes Flaumgewand.

Mit letzter Kraft richtete sich Sedels auf, stürzte er die wenigen Schritte vorwärts bis zur etwas schützenden Hecke, aber ehe er dieselbe erreichte, versank er plötzlich tief in einen davor liegenden Graben, so daß er bis an den Leib im Schnee stak.

„Vorbei!“

Wieder rang sich das furchtbare Wort wie ein verzweifelter Todesschrei aus der hohlen eingefallenen Brust des Entkräfteten. Und noch ein anderes und drittes Wort quoll über die bebenden Lippen des im Graben hinter der Hecke zusammengebrochenen Unglücklichen:

„Vater — Lisa!“

Doch der Frieß zum Leben, die Angst vor dem Tode trieb den im Schnee Stedenden immer wieder zu äußerster Anstrengung in die Höhe. Mit seinen Händen zertheilte er den losen Schnee um sich, griff er in die bloßgelegten wellen Grasbüschel des Grabenrandes, um die Böschung hinaufzuklettern, — umsonst, die Starrheit der unteren Gliedmaßen nahm mit jeder Minute zu und das entseztliche Kältegefühl drang höher und legte sich ihm um Leib und Brust, wie wenn eine kalte Schlange sich um ihn ringelte und immer höher sich windend ihn hinabzog in das kalte Schneegrab. Der Angstschweiß trat ihm vor die Stirn, seine Brust hob und senkte sich stoßweise — vergebens, seine Kräfte nahmen nur um so schneller ab.

Und endlich hatten die Elemente gesiegt über die schwache Menschenkraft. Schloß stießen dem sich eben noch verzweifelt gegen die Schneemassen Wehenden plötzlich die Arme am Leibe herunter. Mit einem langen Angstschrei der Erschöpfung sank der Mann, der göttliches Gebot und Menschenfahrungen bis zur Stunde mißachtet hatte und nur seinen ungebändigten Instinkten gefolgt war, von der strafenden Hand eines Höheren getroffen zurück. Aber der Tod, den er vor Augen sah, erlöste ihn noch nicht gleich von seinen äußeren und inneren Qualen. Da drinnen in der schwerathmenden Brust lösten sich seltsame Empfindungen und Gefühle los, die er bislang, so oft sie sich bei ihm meldeten, unterdrückt und zur Ruhe verwiesen hatte. Es war das erwachte Gewissen und dessen Begleiterin, die Reue, und beide nahmen von seinem Denken und Fühlen plötzlich so ganz und gar Besitz, daß er die physischen Qualen kaum noch verspürte. Unfähig, sich aus dem kalten, glühenden Grabe ohne Hülfe herauszuarbeiten, kauerte Sedels sich wie ein verwundetes und sterbendes Thier nieder. Der Kopf sank ihm zwischen die Schultern und nach vorn und seine Augen schlossen sich vor dem, was seine Phantasie ihm vor dem inneren Auge aufrollte. Es waren die Bilder der Vergangenheit, zumeist freundlicher Art. Liebe, frohe Erinnerungen zogen vor seinem geistigen Auge vorbei. Ein fleißiger, nachsichtiger Vater, eine stille, schaffensfreudige, um sein Wohlergehen besorgte Mutter und eine trotz ihres Unglücks stets unverzagte Schwester traten vor ihn mit tiefem Schmerz in den Zügen; denn er hatte sie aus ihrem kleinen irdischen Paradiese vertrieben, und hinter ihnen grüßte ihn das habgierige Gesicht Wolfs an. Laut stöhnte der Unglückliche. Bettelarm hatte er die Seinen gemacht und ihre Liebe mit Mißachtung und hochmüthiger Ueberhebung gelohnt. Und dann erschien ihm das vierte Opfer seiner gewissenlosen Thaten, sein Weib, das ihn abgöttisch liebte und alles für ihn opferte und das er dafür schmählich belog und betrog und zuletzt beraubte, um es im tiefsten Elend in der fernsten Stadt seinem Schicksal zu überlassen. Reue, bittere Reue erfaßte den Tiefgesunkenen. Der Name Gottes, der sonst niemals über seine Lippen kam, in dieser letzten Todesstunde rang er sich aus seiner Brust, flehte sein Mund um Hülfe zu ihm, dem Höchsten, gelobte seine Seele Besserung, wenn er mit dem Leben davon käme. Es war kein inbrünstiges Gebet, das über die bleichen Lippen des allmählich Erstarrenden drang. Aber das Geständniß seiner Seele, daß er gesehlt habe und solches bereue, schien vor Gott als ein Gebet angesehen zu werden. Der Entkräftete verfiel in einen traumartigen bewußtlosen Zustand, der ihn die körperlichen Qualen des Erfrierens nicht mehr fühlen ließ. Und der Schnee, der so manches Häßliche und Abscheuliche liebevoll bedeckt und einhüllt in sein reines weiches Gewand und es den Blicken der Menschen entzieht, er legte sich in immer dichteren Lagen auf Schulter und Haupt des reuigen Sünders und deckte ihn zu, damit keines Menschen Ohr den Todesstampf hören und kein Auge die Thränen sah, die über des Sterbenden kalten Wangen zum ersten Male seit langen Jahren niedertrannen. Und als das Unwetter endlich nachließ und das Mondlicht auf den glühenden Schnee fiel, da hatte Max Sedels genau so geendet, wie es Bernstorff ihm einst im Jörn prophezeit hatte. Wo und wie Max Sedels geendet, erfuhr niemand. Fern von der Heimath und dem Vaterhause hatte ihn der Tod ereilt. Und als wenige Tage später Wegearbeiter beim Aufthauen des Schnees einen im Schnee steden gebliebenen und erfrorenen Handwerksburschen, den Schmiedegehilfen von Geerds aus Wessel fanden, da ahnten sie nicht, daß der Verstorbene eine glänzende goldene Jugendzeit durchlebt hatte, daß er mit Glücksgütern gesegnet war und heute ein hohes Staatsamt hätte bekleiden können, daß er aber auf Irrwege gerieth, ein großes Vermögen im Spiel vergendete, daß ungezählte Thränen um seinetwegen geweint worden waren und daß trotzdem ein liebendes Vaterherz an demselben Tage, da er hier elendig im Schnee seinen Tod fand, in stillem Gebet dessen gedachte, den er und seine Frau so oft mit Stolz genannt hatten:

„Unser Einziger!“

Die Wunder des Blickes.

Von Dr. A. Heilborn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

(Schluß aus der 2. Sonntagsausgabe.)

Es würde uns zu weit führen, auf die zahlreichen genauen Konstruktions Einzelheiten des Schnelltelegraphen einzugehen; wir wollen nur erwähnen, daß die Zeichen geschieht zu dem in der ganzen Welt üblichen „Morsealphabet“ (Punkte und Striche für die einzelnen Buchstaben) in Beziehung gesetzt sind. Das Pollat-Wiragische System hat bereits mehrfach die praktische Probe bestanden. Es wird namentlich im Zeitungsbetriebe von unersehbarem Werte

sein. Zur Depeschierung einer 16 Seiten starken Zeitung sind 25 Minuten erforderlich, während ein geschickter Telegraphist nach dem alten System mindestens 30 Stunden zur Abgabe einer solchen Depesche benötigen würde. Auch die Raum- und Materialersparnis ist eine bedeutende. Die erwähnte Depesche erfordert nach dem neuen System einen Papierstreifen von 52 Meter Länge, nach dem Morse-System aber einen solchen von nicht weniger als 5600 Meter Länge!

Sehr interessant, wenn auch zunächst noch von geringer praktischer Bedeutung, sind jene Fortschritte, die die Telegraphie auf dem Gebiete der Uebertragung von Bildern und wirklichen Schriftzügen in den letzten Jahren zu verzeichnen gehabt. Schon 1855 hatte der italienische Physiker Caselli einen Apparat konstruiert, der es ermöglichte, beliebige Linien telegraphisch zu übertragen. Dieser „Pantelegraph“ wurde auch in den sechziger Jahren in Frankreich und Rußland praktisch erprobt und soll ganz gute Erfolge gehabt haben. Seitdem sind eine ganze Reihe verschiedener Apparate erfunden worden, die dem gleichen Zweck dienen sollen, ohne daß jedoch einer eine wirklich praktische Verwendung hätte finden können. Erst in den letzten Jahren sind zwei Erfindungen veröffentlicht worden, von denen eine praktische Verwertung vielleicht zu erhoffen steht.

Da ist zunächst der „Telebiograph“ Gummels zu nennen, ein Bildtelegraph, der bereits in Amerika mehrfach verwendet wird, und zwar sind dort die bedeutendsten Zeitungen, wie der „New-York Herald“, der „Chicago-Times-Herald“ und die hervorragenden Blätter von Philadelphia und St. Louis „telebiographisch“ miteinander verbunden.

Das Prinzip des Apparates ist folgendes: Das betreffende Bild wird mit einer Schellacktinte auf ein Stanniolblatt gezeichnet und auf einen Zylinder gewickelt, gegen den ein feiner Metallstift drückt. Durch Zylinder und Stift fließt der elektrische Strom, der jedesmal unterbrochen wird, sobald der Stift auf die nicht leitenden Schellacklinien trifft. Die Walze, auf der die Zeichnung liegt, stellt man sich am besten wie eine Phonographenwalze vor; sie bewegt sich mit Hilfe eines Uhrwerks in rascher Umdrehung seitwärts, wobei der Stift allmählich über die ganze Zeichnung gleitet. Auf der Empfangsstation befindet sich eine analoge Walze, um die ein Blatt Papier und darüber ein Bogen Kohlepapier zum Durchzeichnen gewickelt ist. Ein Stift vermag auch hier die Linien des Gebers nachzuziehen. Nur ist hier die Stromleitung durch ein „Relais“ — „umgekehrt“, d. h. wenn am Geber der Stift auf das Stanniol trifft, also die leitende Verbindung herstellt, bleibt am Empfänger der Stift in Ruhe und umgekehrt, wenn am Geber eine Stelle der Zeichnung den Strom unterbricht, wird der Stift des Empfängers gegen das durchzeichnende Papier gedrückt. Man erhält also sozusagen eine negative Zeichnung und das telegraphierte Bild muß umgezeichnet werden.

Der telegraphischen Uebertragung von Schriftzügen, dem wirklichen „Fernschreiben“ in buchstäblichem Sinne dient der „Teleautograph“ des Jesuitenpaters Cerebotani. Das System des Teleautographen ist außerordentlich sinnreich und einfach, kann aber hier nicht näher erläutert werden. Nur soviel sei erwähnt: die sendende Feder wird genau wie eine Schreibfeder gehalten und geführt, und die Feder am Empfänger bildet die Schriftzüge mühelos und genau nach. Mit dem Teleautographen sind im vorigen Jahre Versuche auf der Linie München-Augsburg wiederholt in größerem Maßstabe angestellt worden und sie haben ein durchaus zufriedenstellendes Ergebnis gehabt. Es ist wohl überflüssig, zu erwähnen, welche außerordentliche Bedeutung die praktische Verwendbarkeit solcher Apparate für unser ganzes Verkehrsleben besitzt. Die Rolle, die das Telegramm heute in der Tageszeitung spielt, müßte es mit dem Wilde teilen: in die fernsten Länder könnte die Polizei die Bilder von Verbrechern telegraphieren; das Post- und Bankwesen würde durchgreifende Veränderungen erfahren, denn die Beglaubigung eines Schriftstücks würde nunmehr ja durch Originalunterschrift ermöglicht.

Weitaus bedeutungsvoller aber als alle die bisher geschilderten Vervollkommnungen des Telegraphenwesens ist die Erfindung der drahtlosen Telegraphie, die die Welt dem Italiener Marconi verdankt. Sie ist nicht nur eine praktische Vervollkommnung bisher bekannter Entdeckungen, sondern zugleich die geniale Erkenntnis bisher neu erforschter Naturphänomene.

Das das Wesen der Elektricität ebenso wie das des Lichts, des Schalles und der Wärme auf Schwingungen beruht, war längst bekannt. Und es lag die Vermutung nahe daß auch die Schwingungen der Elektricität sich in derselben Weise verbreiten. In der That hat denn auch der Physiker Heinrich Hertz am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überzeugend nachgewiesen, daß es nach der Art der Licht- und Schallwellen auch elektrische Wellen gibt. Die Geschwindigkeit der elektrischen Wellen ist entsprechend der die Elektricität bewirkenden Schwingungszahl eine ungeheure. Die elektrischen Wellen pflanzen sich wie die der verwandten Naturkräfte nicht etwa in geraden Linien fort, sondern zerstreuen sich auf dem Wege nach allen möglichen Richtungen, indem sie sich zwar nach gewissen Gesetzen ausdehnen, aber jedenfalls das Weiter der elektrischen Wellen nach einem bestimmten Punkte ausschließen. Diese Leitung herzustellen, war eben bis vor kurzem allein durch die elektrischen Drähte möglich. Die Beschränkungen, die sich dadurch der Verwertung der Telegraphie entgegenstellten, ließen die Physiker unaufhörlich darauf sinnen, wie man auf andere Weise die Leitung der elektrischen Wellen herstellen könnte. Die ersten Versuche, die an die Öffentlichkeit gelangten, waren die der Engländer Willoughby Smith und Granville im Jahre 1887. Für eine praktische Verwertung zeigten sie sich aber vollkommen ungeeignet. Nicht viel größeren Wert hatte ein Patent, das 1892 für Edison erteilt wurde. Dagegen hatten zwei Jahre später die Deutschen Rathenau und Rubens in kleinen Verhältnissen recht gute Erfolge. Ihnen diente als leitender Körper das Wasser — die Versuche wurden auf dem Wannsee bei Potsdam angestellt — und mit Hilfe einer sinnreichen Kombination von elektrischen Batterien und Telephon konnten sie bequem und deutlich von einem Ufer des Sees zum anderen hinüber telegraphieren.

Da war es Marconi, der Ende 1896 mit einem ganz neuen Verfahren zur Verwertung der elektrischen Wellen an die Öffentlichkeit trat. Die Grundlage der Marconischen Erfindung ist die Resonanz oder Syntonie. Man versteht darunter die Eigenschaft eines Körpers, die Schwingungen eines anderen in der Weise aufzunehmen, daß er in derselben Geschwindigkeit mitzuschwingt wie der Körper, von dem die Schwingungen ausgehen. Das anschaulichste Beispiel gibt die Musik. Stellt man zwei Stimmgabeln von gleicher Tonhöhe auf und bringt die eine in Schwingung, so schwingt die andere, selbst wenn sie mehrere Meter von der ersten entfernt steht, mit, und zwar in derselben Schwingungszahl, d. h. in demselben Tone. Derselbe Vorgang zeigt sich nun bei den elektrischen Schwingungen, nur infolge der unendlich größeren Schwingungszahl noch viel deutlicher. Man kann das Experiment mit zwei gewöhnlichen Leydener Flaschen machen. Je empfindlicher indessen die Apparate sind, desto wirksamer ist die Uebertragung, desto größer besonders kann die Entfernung zwischen gebendem und empfangendem Apparate sein.

Bei dem Marconischen Apparat, der die elektrischen Schwingungen erzeugt und weitergibt, werden zwei Metallkugeln von einem an beiden Seiten offenen Hartgummizylinder in der Weise eingeschlossen, daß die beiden äußeren Hälften der Kugeln unbedeckt bleiben. Zwischen den Kugeln liegt eine Strede von höchstens 1 Zentimeter. Der so gebildete Kasten wird mit Öl gefüllt. Die Ladung des Kastens mit Elektricität erfolgt nicht direkt, sondern dadurch, daß von zwei kleinen Kugeln, die in der Nähe der unbedeckten Hälften der eingeschlossenen Kugeln sich befinden, elektrische Funken auf die letzteren überspringen. Die kleinen Kugeln wieder erhalten ihre Elektricität aus einem Induktionsapparat, der durch einen Zaster in Betrieb gesetzt wird. Die von dem gebenden Apparat gebildeten Elektricitätswellen pflanzen sich fort und werden von dem empfangenden Apparat aufgefangen. Dieser letztere, der „Kohärer“, ist der wichtigste Teil der Marconischen Erfindung. Er besteht aus einer etwa 2 Millimeter weiten Glasröhre, in die zwei mit einem Leitungsdraht versehene Silberplättchen eingeführt werden. Der Abstand der beiden Plättchen beträgt 1 bis 1½ Millimeter. Dieser Raum wird mit einem Gemisch von Nickel- und Silberspähnen ausgefüllt. Sobald der Kohärer die Wellen aufgenommen hat, wird seine Leitungsfähigkeit eine außerordentlich hohe. Wir haben eine ähnliche Erscheinung beim Telephon, wo der wichtigste Teil, das Mikrophon, auf der Erregung von ein paar kleinen Kohlenstäben beruht.

Der Kohärer mußte aber noch nach einer anderen Seite ergänzt werden, wenn die Telegraphie ohne Draht nutzbar

gemacht werden sollte. Denn angenommen, es hätte das elektrische Wellen, die von dem gebenden Apparat aus durch Aufschlagen des Zasters sich fortbewegen, aufgenommen, so würde er die Wellen ohne Unterbrechung weiter leiten, so lange der Wellengang währt, er würde mit anderen Worten auf dem Papierstreifen des empfangenden Apparates eine fortgesetzte Linie zeichnen, die natürlich nicht abgelesen werden könnte. Marconi hat nun eine sinnreiche Vorrichtung konstruiert, die den Kohärer sofort, nachdem er die Leitung übernommen hat, wieder ausschaltet. Marconi hat in den Empfangsapparat hinein eine automatische Vorrichtung eingefügt, die sofort nach der Aufnahme der elektrischen Wellen ihrerseits ebenfalls in Betrieb gesetzt wird und die Tätigkeit des Kohäfers unterbricht. Diese Vorrichtung ist im wesentlichen dieselbe, wie sie bei jeder elektrischen Klingel in Anwendung kommt. Auch hier setzt sich ein Klöppel in Bewegung nur daß er statt gegen eine Glocke gegen die Wandung des Kohäfers klopft und die in ihm enthaltene Masse erschüttert. Damit wird aber die Leitung des Kohäfers unterbrochen, und auf dem Papierstreifen des Empfangsapparates entsteht nicht mehr eine endlose Linie, sondern ein einzelner Punkt.

Damit war die theoretische Erklärung der drahtlosen Telegraphie gegeben. Das Verfahren ist, wenn wir das Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen wollen, das folgende: durch einen Zaster, der mit einer elektrischen Batterie verbunden ist, wird ein elektrischer Strom erzeugt. Die Wellen dieses Stromes pflanzen sich nach allen Richtungen fort. Stopfen sie auf den Empfangsapparat, den Kohärer, so setzen sie ihn in Betrieb und leiten die elektrische Kraft auf den rotierenden Papierstreifen. In demselben Augenblick wird aber auch schon wieder die Leitungsfähigkeit des Kohäfers durch die automatische Klöppelvorrichtung unterbrochen, und auf dem Papierstreifen erscheint ein Punkt. Durch Kombination von verschiedenen Punkten werden die einzelnen Buchstaben dargestellt.

Die Marconische Erfindung begegnete in Gelehrtenkreisen zunächst großem Mißtrauen. So überzeugend die theoretischen Ausführungen waren, so sehr stellte man eine praktische Verwertung in Abrede. Namentlich glaubte man nicht, daß man nennenswerte Entfernungen würde überwinden können. In der kurzen Zeit seit der Veröffentlichung hat sich jedoch die hohe, praktische Bedeutung der drahtlosen Telegraphie so unzweifelhaft erwiesen, daß sie schon heute eigentlich in sämtlichen Kulturländern zur Anwendung kommt. Sie bildet einen unendlich wertvollen Ersatz überall da, wo die Drahttelegraphie nicht in Wirksamkeit treten kann, also namentlich auf dem Meere zwischen verschiedenen Schiffen oder von einem Schiffe zum Ufer und umgekehrt. In Deutschland wird die drahtlose Telegraphie u. a. benutzt zwischen den Rissen von Vortum und dem Vorkumer Leuchtschiff, sowie namentlich von dem „Norddeutschen Lloyd.“ In der Zeit vom 15. Mai bis Ende Oktober 1900 wurden 565 Depeschen auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie befördert. Die Apparate funktionieren stets ausgezeichnet. Mehrfach hat die drahtlose Telegraphie die Rettung von gestrandeten Schiffen möglich gemacht, so im vergangenen Jahre bei Dover und Nuytingen.

Täglich schreiten die Verbesserungen der drahtlosen Telegraphie fort. Außer Marconi selbst, der insbesondere seine Erfindung dahin ausgedehnt hat, daß er mit demselben Apparat nach verschiedenen Empfangsstationen von verschiedenen Stellen aus Depeschen aufnehmen kann, ist es in Deutschland namentlich Professor Slaby, der wertvolle Neuerungen für die drahtlose Telegraphie eingeführt hat. Wir stehen hier tatsächlich wie vor einer Wunderwelt. Was noch gestern als lächerliches Hirngespinnst verworfen wurde, ist oft am nächsten Tage durch einen genialen Gedanken zur Wirklichkeit gemacht. Und was wir heute noch dem menschlichen Geist für unerreichbar halten, wird vielleicht schon morgen von Menschenhänden ausgeführt.

Luftiger Ausruf. „Wir hatten absolut keinen Ballast mehr zum Auswerfen, sogar unsere Wertsachen waren bereits über den Rand der Gondel geflogen, doch noch immer sank der Ballon. Da kam mir ein guter Gedanke. Mit einer Taschenschere, die ich zufällig bei mir hatte, schnitt ich mir meinen prächtigen Vollbart ab, und siehe da, der Ballon stieg rapid.“

Boshafte Mißverständnisse. Junge Dame: „Ich machte einst mit einer Freundin und zwei Bekannten eine Ruberpartie auf dem Rheine. Ich sang ein Lied, und plötzlich fiel einer der Herren ins Wasser!“ Herr: „Ja, weshalb sangen Sie?“



Einige Winke für die Kinderstube.

Seit altersher hat man mit dem Durchbruche der Zähne alle möglichen und unmöglichen Krankheiten des Kindesalters in Verbindung gebracht. Das Zustandekommen dieser angeblichen Zahnkrankheiten hat man sich auf die verschiedenste Weise zu erklären versucht. Die einen beschuldigten direkt den Zahndurchbruch als die Ursache der Krankheiten, die während dieser Zeit auftraten, die anderen sahen darin nur ein disponierendes Moment zur Acquirierung aller möglichen Krankheiten. Beides ist nach den exakten Untersuchungen hervorragender Kinderärzte nicht richtig. Der Zahndurchbruch hat mit der Entstehung der während der Zahnungsperiode auftretenden Kinderkrankheiten nicht das geringste zu tun. In die Zeit des Zahndurchbruches, das ist vom siebenten Lebensmonate bis zur Vollendung des Milchgebisses, fallen nämlich die meisten Kinderkrankheiten, da Kinder in diesem Alter eben sehr wenig widerstandsfähig sind. Die Zahl der sogenannten Zahnkrankheiten ist eine ziemlich große. Im Volksmunde werden sie als Zahnfraisen, Zahnfieber, Zahnhusten, Zahndiarrhöe und Zahnausschläge bezeichnet. Da kleine Kinder bei jeder fieberhaften Krankheit, bei der so überaus häufigen englischen Krankheit u., von Krämpfen befallen zu werden pflegen, so hat man irrtümlich die Entstehung all dieser Krankheiten dem „Zahnen“ in die Schuhe geschoben. Ebenso verhält es sich mit dem Zahnfieber, der Zahndiarrhöe, dem Zahnhusten und den Zahnausschlägen. Kleine Kinder haben eben sehr oft Fieber aus irgend einer Ursache, Diarrhöen bei der kleinsten Verdauungsstörung, Husten bei jeder geringen Verkühlung und bei jedem Schnupfen der Erwachsenen. Am absurdsten ist es wohl, wieso man dem Zahndurchbruche das Entstehen von Ausschlägen aufdisputiert. Der fast unausrottbare Glaube an die Zahnkrankheiten hat aber auch schon viel Unheil angestiftet. Erkrankt ein Kind während des „Zahneus“, so hat eine weise Frau oder eine liebewürdige Nachbarin gleich die Erklärung zur Hand, daß die Krankheit nur vom „Zahnen“ herrühre und daher nicht behandelt zu werden brauche, da sie ja von selbst wieder gut würde. Auf diese Weise geht oft kostbare Zeit verloren, und der Arzt wird erst gerufen, wenn höchste Gefahr im Verzuge ist. Daher sei es allen Müttern nochmals gesagt: Es gibt keine Zahnkrankheiten irgend welcher Art. Alle während des Zahndurchbruches auftretenden Krankheiten haben andere Ursachen und müssen dementsprechend ärztlich behandelt werden. Da Krankheiten im frühesten Kindesalter immer gefährlich werden können, zögere man nicht lange und rufe den Arzt, anstatt mit Hausmitteln und Ratsschlägen von Laien kostbare Zeit zu vertrödeln.

In unserer Zeit wird ausführlich genug von den Isolierungsmethoden bei verschiedenen Infektionskrankheiten des Kindesalters, speziell bei Diphtheritis, gesprochen und hervorgehoben, wie wichtig gerade bei dieser Krankheit eine strenge Isolierung ist. Trotzdem wurden bis jetzt gar nicht selten die isolierten Kinder auch krank, weil sie sich noch vor der Isolierung oder trotz der Isolierung angesteckt hatten. Die Serumtherapie hat uns nun ein neues Mittel in die Hand gegeben, die Geschwister von an Diphtheritis erkrankten Kindern fast mit absoluter Sicherheit vor der Ansteckung zu bewahren. Erkrankt nun ein Kind an Diphtheritis, so läßt man die anderen ebenfalls mit Serum immunisieren. Exakte Untersuchungen haben dargetan, daß diese Schutzimpfungen erstens völlig gefahrlos, zweitens aber von immensem Werte sind. Selbst wenn die Krankheit ein immunisiertes Kind dennoch befallen sollte, so verläuft die Krankheit bei diesem überaus milde und führt fast sicher zur Genesung. Zu einer Zeit, wo die wissenschaftliche Medizin so heftig angegriffen und von allen Seiten Mißtrauen gegen dieselbe gesät wird, zu einer Zeit, wo an der altehrwürdigen, sich tausendfach bewährten Institution der Schutzimpfung gegen die Platten von unwissenden Fanatikern gerüttelt wird, ist es die Pflicht der Presse, diese Irrlehren zu widerlegen und dem Publikum das Vertrauen zur Medizin wiederzugeben. Dasset daher, liebe Leserinnen, eure Kinder, falls sie an Diphtheritis, diesem Würgengel der Kleinen, erkranken, sofort mit Serum behandeln und die gefunden Kinder immunisieren, damit die Krankheit im Keime erstickt wird! Das ist ein Rat, den auch der alte Hausdoctor nicht warm genug ans Herz legen kann.

AS



Die Verteilung der Sterne im Weltraum.

Ueber die Verteilung der Sterne im Weltraum sind in den Annalen der Harvard-Sternwarte neue Untersuchungen veröffentlicht worden. Es handelte sich hauptsächlich darum, die Verhältniszahlen der Sterne in der Milchstraße und außerhalb ihrer Grenzen zu bestimmen. Für die Milchstraße wurden die Himmelskarten in dem Atlas von Heis und die Argentinische Uranometrie (für den südlichen Himmel) benutzt, für den übrigen Himmel die Durchmusterungen der Harvard-Sternwarte, die sich auf beide Halbkugeln des Himmels erstrecken. Die Arbeiten sind sehr sorgfältig ausgeführt worden und werden durch 23 Tafeln in ihren wesentlichen Ergebnissen veranschaulicht. Danach ist die Zahl der Sterne innerhalb eines gegebenen Flächenraums der Milchstraße etwa doppelt so groß, wie auf einem gleichen Flächenraum eines anderen Himmelsgebiets, und dies Verhältnis wächst auch für die schwächeren Sterne bis zur 12. Größenklasse abwärts an. Der Anteil von Sternen der einzelnen Größenklassen an der Gesamtheit ist innerhalb der Milchstraße derselbe wie außerhalb. Im ganzen kommt die Verteilung der Sterne darauf hinaus, daß sich in der Milchstraße, die etwa ein Drittel des Himmels bedeckt, etwa die Hälfte aller Sterne befindet. Es liegt kein augenscheinlicher Beweis für das Vorhandensein einer Grenze nach der Richtung des Schwächerwerdens der Sterne vor. Es gibt etwa 10 000 Sterne von der Größe 6,6 und darüber, 100 000 von der Größe 8,7, 1 000 000 von der Größe 11 und 2 000 000 von der Größe 11,9. Obgleich eine solche Angabe noch immer in hohem Maße willkürlich ist, so schätzt man die Zahl der in einem Fernrohr von 15 Zoll Öffnung sichtbaren Sterne auf 18 000 000, wobei sämtliche Gestirne bis etwa zur 15. Größenklasse eingeschlossen wären.

*

Was die Technik bringt.

Ein Kabelpflug. Zum Ziehen eines unterirdischen transafrikanischen Kabels, das Frankreich in direkte Verbindung mit Madagaskar zu bringen bestimmt ist, hat man einen Pflug konstruiert, der die damit verbundenen Kosten im Vergleiche mit denen des bisher üblichen Verfahrens mindestens um die Hälfte erniedrigen soll. Der Balken des auf zwei Rädern laufenden Gerätes verschiebt sich in vertikalen Führungen und wird mittels Schneckenrades und Schraube betätigt, um die Schar auf die erforderliche Tiefe zu bringen. Diese Schar besteht aus zwei rautenförmigen Stahlplatten mit Schneidkante, vor der zwei Kolter angebracht sind, die den Boden auslockern. Hinter der Schar befindet sich eine Trommel, auf die das Kabel gewunden ist, das zwischen Leitrollen in die Schar hinein und am unteren Ende nahezu einen Meter unter der Oberfläche des Bodens herausgeführt wird. Der Pflug wird mit Hilfe einer Lokomotive nach Art eines Dampfzuges betrieben. Er soll sich nicht nur für sandigen, sondern auch für harten Boden eignen.

Der elektrische Eisenbahnbetrieb. Die schwedische Regierung denkt allen Ernstes daran, mit ihrem gesamten Eisenbahnbetriebe zur Elektrizität überzugehen, und hat seit mehreren Jahren dieses großartige, der elektrischen Industrie gute Aussichten eröffnende Projekt bis in die Einzelheiten hinein erwogen. Mit der Entsendung eines Sachverständigen zum Studium der elektrischen Anlagen des Auslandes und der Abgabe des Gutachtens des genannten können die theoretischen Vorarbeiten als abgeschlossen gelten, und es sollen nun die praktischen Versuche beginnen. Zu diesem Zwecke hat die Staatsbahnverwaltung kürzlich die erforderlichen Mittel verlangt, um von Stockholm aus zwei kürzere Bahnstrecken für elektrischen Betrieb einzurichten. Von besonderem Interesse ist bei diesem Projekt der Umstand, daß man beabsichtigt, als Kraftquellen die zahlreichen, in Schweden befindlichen Wasserfälle, und wo solche, wie im südlichen Schweden, nicht vorhanden sind, die großen Torfmoore nutzbar zu machen. Auf diese Weise will man sich von der Kohleneinfuhr, die bisher den weitaus größten Teil aller eingeführten Waren ausmachte, unabhängig machen, und gleichzeitig durch Vermeidung der früher fast ganz ungenutzten beiden natürlichen Hilfsmittel zur Hebung des Nationalwohlstandes beitragen.

U